

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

18.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[August 31, 1833.]

C o o k.



In die Reihe der ausgezeichnetsten Seefahrer aller Zeiten gehört mit dem vollsten Rechte der Engländer James Cook, der im Dorfe Marton in Yorkshire den 3. Novbr. 1728 von armen Eltern aus dem Bauernstande geboren wurde. Seine früheste Jugend verlebte er im elterlichen Hause, wo ihm nur der kümmerlichste Unterricht zu Theil ward und wo er bloß lesen, rechnen und schreiben lernte. Hierauf ward er im 13ten Jahre bei einem kleinen Krämer in die Lehre gethan, in der benachbarten Stadt Snaith, welche an der Seeküste liegt. Hier gewann er das Seeleben so lieb, daß er nicht ruhete, bis er seinen Wunsch, sich demselben widmen zu dürfen, befriedigt sah. Sein Lehrer ließ ihn endlich los, und er trat nunmehr auf ein Kohlenschiff in Dienste. Bei diesem niedrigen und mühseligen Geschäfte blieb er bis zum Ausbruche des Kriegs 1755, wo er als gemeiner Matrose auf einem königlichen Schiffe Dienste nahm. Hier entwickelten sich seine großen Talente, und in vier Jahren war er Befehlshaber des Schiffs Mercury, das mit zur Expedition gegen Denebuck gehörte. Bei diesen und andern Gelegenheiten zeichnete er sich durch seine Geschicklichkeit und Unererschrockenheit außerordentlich aus und wurde einer der einsichtsvollsten Seeoffiziere der damaligen Zeit. Als die englische Regierung im J. 1768 den Entschluß faßte, das Schiff Endeavour nach der Südsee zu schicken, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten, machte man Cook zum Befehlshaber dieses Schiffs. Diesen Auftrag richtete er mit außerordentlicher Geschicklichkeit aus und kehrte 1771 mit höchst wichtigen Entdeckungen und Erfahrungen zurück. Die Regierung und das Publikum waren beide gleich zufrieden mit ihm. Ihm zu Ehren ward die Meerenge zwischen den beiden Inseln, aus welchen, seinen Beobachtungen zufolge, Neuseeland bestand, „Cooksmeer-

enge“ genannt; auf derselben Fahrt entdeckte er auch die Meerenge zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea. Im J. 1772 ward er wiederum beauftragt, eine Seereise nach denselben Gegenden mit zwei Schiffen, der Resolution und dem Adventure zu machen, um eine lange streitige Frage zu entscheiden zu suchen. Auf dieser Fahrt begleiteten ihn die beiden Deutschen, Joh. Reinhold Forster der Vater, und Georg Forster der Sohn, und auf dieser Weltumsegelung brachte er beinahe drei Jahre zu. Die Menschen- und Erdkunde wurden durch sie sehr bereichert. Die Resultate von seinen Forschungen waren durchaus genügend, so daß er 1776 unter seiner und Kapitan Clarke's Führung eine dritte Reise um die Welt antrat, um durch Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer, und durch Annäherung zum Pole bis auf einen Grad sich die vom Parlamente als Belohnung für Lösung dieser Aufgabe festgesetzten 25,000 Pf. Sterl. zu erringen. Auf dieser Fahrt entdeckte er die Meerenge zwischen Amerika und Asien, von wo aus er mehrere vergebliche Versuche zum weitern Vordringen machte. Doch ehe er das vorgesteckte Ziel zu erreichen vermochte, ward er auf einem Abstecher, den er von hier aus machte, den 14. Februar 1779 von den rohen Bewohnern der Insel Owaibi, nachdem er bei seiner ersten Landung auf derselben freundlich aufgenommen worden war, in einem Alter von 51 Jahren getödtet. Obgleich von mürrischem, abstoßendem Charakter, besaß er doch die Liebe aller derer, die mit ihm umgingen, und selbst der gerechte Vorwurf, der ihm von den Geschichtschreibern wegen seines übertriebenen Geizes gemacht wird, vermag nicht das Lob zu schmälern, welches wegen seines unerschütterlichen Muthes, seiner Geistesgegenwart und des großen Umfanges seiner Kenntnisse, vorzüglich aber wegen der wichtigen und zahlreichen Entdeckungen und Aufschlüsse im Gebiete der Erdkunde, Sternkunde und anderer Fächer menschlichen Wissens ihm von Rechtswegen gebührt. Auf seinen Seefahrten hat er beinahe 40,000 Meilen zurückgelegt.

Nordafrika.

Die Eroberung Algiers durch die Franzosen hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa von Neuem auf jenen Erdtheil hingelenkt, dessen Inneres, ungeachtet aller Bemühungen der Engländer und Franzosen, bis jetzt noch fast ganz unbekannt ist. Noch ruht Afrika im Todeschlaf der Rohheit und Unkultur; noch sind die fruchtbarsten Länder unangebaut; noch kennt man nicht Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, und der Handel beschränkt sich größtentheils auf die rohen Produkte, welche die gesegneten Länder ohne den Fleiß ihrer Bewohner hervorbringen; aber die fortschreitende Kultur Europa's wird auch nach Afrika sich Bahn brechen, und Afrika wird einst, wie es jetzt in physischer Hinsicht Europa nahe ist, ihm auch in geistiger Hinsicht näher gebracht werden. Es ist daher gewiß eine dankenswerthe Mühe, die Länder Afrika's

und zwar zunächst die Nordländer, in einzelnen zusammengedrängten Bildern den Lesern dieser Blätter vor die Seele zu führen.

Bilder aus Marokko.

1.

Marokko, oder auch nach dem zweiten Haupttheile des Landes Fez und Marokko genannt, liegt auf der nordwestlichen Spitze Afrika's, umfaßt mehr als 13,000 Q.Meilen mit $9\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern (nach Jackson 15 Mill.) Begrenzt wird das Land im Osten von Algier, im Süden vom hohen Atlasgebirge, welches sich fast durch ganz Nordafrika hinzieht, im Westen vom atlantischen und im Norden vom mittelländischen Meere. Die zwei begrenzenden Meere mildern die drückende Hitze, die außerdem herrschen würde, und das Atlasgebirge, dessen an 15,000 Fuß hohe Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, dient dem Lande als herrliche Schutzwehr gegen die aus der Wüste kommenden heißen Winde, deren giftiger Hauch das fruchtbare Land sehr bald in eine traurige Wüste verwandeln würde. Seine Bewässerung erhält Marokko zum Theil durch den Schnee, welcher in der rauheren Jahreszeit die Abhänge des Atlas bedeckt, im Frühjahr schmilzt und sich dann in Bergströmen und Waldbächen in die Ebenen ergießt. Kaum sind diese Bergabhänge vom Schnee befreit, so bearbeiten die in Dörfern wohnenden Berbern den Boden ohne große Anstrengung, und nach kurzer Zeit prangt das Land in herrlich grünenden Saatsfeldern, während in den mit dem schönsten Grün geschmückten Thälern Schaaf- und Rinderherden weiden. Das Land gehört zu den fruchtbarsten Ländern; es bringt bei 20 bis 30, ja bisweilen bei 60 bis 80-maliger Vielfältigkeit des Saamens in einem Jahre drei Ernten nach einander. Nur der Fleiß der Einwohner fehlt (eine natürliche Folge der Erpressungen der despotischen Regierung), um das so fruchtbare Land zu einer reichen Kornkammer für einen Theil Afrika's oder Europa's zu machen.

Obgleich uns eine genaue Kenntniß der Produkte des Landes, namentlich der Mineralien, mangelt, so wissen wir doch so viel, daß beinahe alle Berge reiche Minen von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Eisen enthalten, welche aber eben so wenig benutzt werden, wie die reichen Salzlager; denn die Seen und das Meer bieten einen großen Ueberfluß an Meersalz dar. — Am reichsten ist das Land an Pflanzen. Außer den gewöhnlichen Getreidearten wird besonders Durra gebaut, deren Saame 150- bis 200fältig trägt und dem Volke zur gewöhnlichen Nahrung dient. Die Höhen, Abhänge und Thäler des hohen Atlasgebirges sind zum Theil mit ungeheuren Wäldungen bedeckt. Hier ist der Zufluchtsort der Löwen und Panther, der Hyänen und Affen, der Luchse und Büffel und anderer wilden Thiere. Zu den Hausthieren gehören Dromedare, Pferde, Maulthiere, Schaaf, welche sehr weiche und sehr schöne Wolle tragen, und Ziegen, deren feines Haar einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. In den Wäldern bauen die fleißigen Bienen ihre Honig- und Wachshäuser. In dem Theile des Landes jenseits des Atlasgebirges wohnt der König der Wüste, der Strauß, und durchmüßt halb im Laufe, halb im Fluge sein weites unbegrenztes Gebiet; die Luft ertönt von dem Schlage der hier einheimischen Wachtel, und die Flüsse bieten einen reichen Vorrath an wohlgeschmeckenden Fischen dar. So gedeihet und wächst Alles vorzüglich; kommt aber von der Wüste her ein Heuschreckenschwarm, dann wehe dem Theile, nach welchem er zieht! Die Luft verfinstert sich, die gefräßigen Thiere bedecken zoll-

hoch das Land, der Wanderer steht still, damit er den Weg nicht verliere. In kurzer Zeit ist Alles öde und kahl, die reichen Kornfelder sind verheert und die Bäume stehen entlaubt. Nicht selten ist die Folge einer solchen Verheerung eine allgemeine Hungersnoth.

Erwartest Du nun, mein freundlicher Leser, daß ich Dich einführen soll in große, mit hohen Palästen der Reichen und Vornehmen geschmückten Städte, in denen der Handel blüht, Künste und Handwerke gedeihen und die Wissenschaften gefördert werden; oder erwartest Du, schöne, wohlgeordnete Dörfer zu finden, bewohnt von fleißigen Landleuten, welche in rüstiger Thätigkeit dem Boden des Landes reiche Gaben abzwängen, — so irrst Du: Ein Theil der maurischen und arabischen Landbewohner lebt unter Zelten oder beweglichen, 8 bis 10 Fuß hohen Hütten, welche mit einem Geflechte aus Wolle oder Ziegenhaar bedeckt sind. Hundert solcher Zelte, in deren Mitte ein größeres, als Moschee dienendes, sich befindet, bilden ein Dorf und stehen unter einem Scheikh oder obersten Häuptlinge. Oft gehorchen mehrere Dörfer einem Scheikh. Die alten Mauren und Araber aber haben beständige Wohnsitze in Gebirgsdörfern. Ihre Hütten sind aus Lehm oder Steinen erbauet, und mit Lehm und einer Lage von Zweigen bedeckt. Leider vermißt man hier die Reinlichkeit und den Wohlstand der Zeltbewohner. Von den Städten sind nur die Seestädte und die Kaiserstädte, d. h. solche, in denen der Kaiser zuweilen residirt, auszuzeichnen, die übrigen sind von geringer Bedeutung.

Die alte Hauptstadt des Landes ist Fez, in einem herrlichen, von vielen Bergen gebildeten Thale, deren Abhänge mit schönen Blumen- und Fruchtgärten und mit Gehölzen von Citronen und Granatäpfeln bedeckt sind. Ein Theil der Stadt ist schon zu Anfange des achten Jahrhunderts gegründet worden. Die Stadt hat von ihrer ehemaligen Größe bedeutend verloren; sie zählt jetzt gegen 100,000 Einwohner, hat ungepflasterte, sehr enge und dunkle Straßen, sehr hohe, auf Gewölben und Bogen ruhende Häuser. Diese Bogen gehen oft über die Straße. Fez zählt jetzt noch über 100 Moscheen, von denen eine namentlich dadurch berühmt ist, daß sie auch den größten Verbrechern als Freistatt dient. Der sehr große Palast des Sultans liegt auf einem Berge und nimmt einen eignen Theil der Stadt ein. Diese hat eine große Anzahl guter Bäder und ein wohl eingerichtetes Hospital für Narren und Unheilbare. Fez des Handwerk hat seine besondere Straße, und gewöhnlich verkauft man in einem Laden nur eine Waare. Die Waaren, welche eingeführt werden, werden in großen, 2 bis 3 Stock hohen, mit Galerien versehenen Carawanferais aufbewahrt. Die Manufakturen der Stadt haben einen großen Ruf. Starke Mauern umschließen die ganze Stadt.

Schöner, als Fez, ist die gegenwärtige Hauptstadt des Reichs, Marokko; sie hat jetzt 30,000, früher 700,000 Einwohner. Eine 30 Fuß hohe, alle 50 Schritte mit Thürmen versehene, über 2 Meilen lange Mauer umgibt die Stadt. Der kaiserliche, sehr prachtvolle Palast, welcher außerhalb derselben liegt, ist ganz von Quadersteinen erbauet und mit dem feinsten Marmor aus Spanien und Italien geschmückt. Er hat $\frac{3}{4}$ Meilen im Umfange. Die Stadt führt einen bedeutenden Handel mit Landesprodukten. Eine unterirdische Wasserleitung versorgt die Einwohner hinlänglich mit Wasser. Außerhalb der Stadt liegt die Vorstadt der Ausfägigen; die mit diesem schrecklichen, von Generation auf Generation sich fortpflanzenden Uebel Behafteten dürfen die Stadt nicht betreten, wie auch jeder Einwohner sich hütet, sich jenen Wohnungen zu nähern.

Kann man die Witterung voraus bestimmen?

Die Witterung ist ein Gegenstand, der Jedermanns Wißbegierde rege macht, aber besonders großes Interesse für den Landmann, den Reisenden, so wie für Jeden hat, welcher entweder im Freien verkehrt oder auf dessen Gewerbe das Wetter mehr oder weniger Einfluß äußert. Dieses hat seine Ursachen, wie jede andere Erscheinung, welche als bedingender Grund der letzteren vorausgehen und sie in's Daseyn rufen. Wovon hängt nun die Witterung ab? Die allgemeinen Bedingungen sind die Veränderungen der Luft und die Beschaffenheit derselben; die besondern der Sonnenstand, der Wind, die Jahreszeiten, die elektrischen und magnetischen Stoffe, die Lage eines Orts, kurz alles, was im Luftkreise wirksam ist und eine verschiedene Mischung desselben bewirkt. Einige Ursachen von diesen Erscheinungen sind uns bekannt, andre nicht.

Die Luft ist eine Flüssigkeit, die auf vielerlei Arten zusammengesetzt ist und die wieder zahlreiche Stoffe in sich aufnimmt, welche von der Erde aufsteigen und eine Veränderung in ihr bewirken. Gegen die Einwirkungen des Lichts, der Wärme und der Kälte ist sie sehr empfindlich und wird dadurch bald ausgedehnt, bald zusammengezogen, woraus eine Veränderung der Witterung entsteht.

Der Sonnenstand hat daher einen großen Einfluß auf die Witterung; daraus ergeben sich die beiden großen Abtheilungen des Jahres, Winter und Sommer, welche eine so verschiedene Witterung haben. Auf diese wirken wieder die Winde ein, und diese Einwirkung ist meistens örtlich. Manche Winde sind feucht, andere trocken; einige kalt, andere warm, und diese Verschiedenheiten verändern die Witterung; aber wie oft wechseln die Winde, und was ist die Ursache dieses Wechsels? Bald steht ein Wind fest, bald springt er schnell nach allen Erdgegenden herum. Und dieß ist in einer Gegend auffallender, als in der andern. Die elektrischen und magnetischen Stoffe sind ebenfalls von großem Einfluße auf die Luft; aber wer erräth ihre Veränderung, ihre Stärke und ihre Schwäche im Voraus? Wollte man nun die Witterung für eine Gegend im Voraus bestimmen, so müßte man alle Veränderungen kennen, welche auf die Luft einwirken; die Art ihrer Thätigkeit und ihrer Stärke, so wie ihr Verhältniß unter einander müßte uns genau bekannt seyn.

Aus dieser Veränderlichkeit der Luft und aus den vielerlei, oft unbekanntem Ursachen, welche dazu beitragen, kann man mit Grund abnehmen, daß Wetterprophetieungen auf lange Zeit höchst trüglisch sind; indessen giebt es doch gewisse Kennzeichen, welche wenigstens auf eine kurze Zeit die Vorhersagung einer Witterungsveränderung gestatten. Manche Jahre sind zur Trockenheit, andere zur Feuchtigkeit geneigt, und hieraus läßt sich etwas auf die zukünftige Witterung im Voraus schließen. Aber woher rührt jener Charakter mancher Jahre und was bewirkt diesen? So viel ist gewiß, daß trockene Jahre mit feuchten wechseln, und daß auf eine trockene Beschaffenheit der Witterung wiederum eine feuchte folgt; zwei bis drei nasse Jahre haben zwei bis drei trockene zur Folge; die Anzahl der letztern ist jedoch größer, als jene, und am zahlreichsten sind die mittleren, wo Trockenheit und Feuchtigkeit zweckmäßig abwechseln und eine größere Fruchtbarkeit bewirken. In solchen Jahren läßt sich aus der Neigung des Wetters im Allgemeinen auf die Beschaffenheit des Wetters schließen, und wenn man den Charakter eines Jahres

gehörig aufgefaßt hat, so läßt sich Manches im Voraus über die Witterung bestimmen.

Die herrschenden Winde geben dem Wetter ebenfalls einen bestimmten Charakter; sind in unsrer Gegend Ostwinde vorherrschend, so ist die Jahreszeit gewöhnlich kühl und trocken; behaupten Nordwestwinde die Oberhand, so ist sie regnerisch, wie in den Jahren 1812, 1815 und 1816; indessen ist dieß nicht allemal der Fall, wie uns mehrere Jahre nach den eben erwähnten nassen Jahren gelehrt haben, wo öfters Nordwestwinde herrschten und die Witterung doch den angenommenen Hang zur Trockenheit behielt.

Schulwesen.

Kein anderes civilisirtes Volk hält so sehr auf einen guten Schulunterricht der Kinder in allen Ständen, als der Schottländer und Isländer, bei aller Armuthe beider Völker. Daher haben sie aber auch eine seltene Anstelligkeit in allen Nahrungs- und Lebensverhältnissen sowohl in ihrem Vaterlande, als außerhalb. Doch braucht man in den Armenschulen zum Lesen, und um sich zu unterrichten, fast kein anderes Buch, als die Bibel.

Das Sprengen von Felsen unter dem Wasser.

Dazu gehören drei in einer Taucherglocke hinabgelassene Personen, von denen die eine das Bohreisen beständig dreht, indeß die beiden andern wechselseitig schmale Spalten mit dem Hammer aushauen. Wenn die zum Aussprengen bestimmte Rinne in hinreichender Tiefe ausgebohrt ist, so wird eine mit Pulver gefüllte, 1 Fuß lange Patrone von Zinn, von etwa zwei Zoll Durchmesser, hineingeschoben und die übrige Höhlung mit Sand gefüllt; auf die Spitze der Patrone aber stellt man eine zimmerne Pfeife mit einer Schraube von Erz. Dann steigt die Taucherglocke langsam in die Höhe, und man setzt eine Schraubepfeife auf die andere, bis die Pfeifen etwa 2 Fuß hoch über das Wasser hervorragen. Der zum Abfeuern und Sprengen des Felsens bestimmte Mann befindet sich in einem Boote nahe bei der Röhre, woran ein Strick befestigt ist, welchen er in der linken Hand hält. Im Boote steht ein Feuerbecken mit kleinen Stücken roth gegläuhten Eisens. Ein Stück solchen Eisens wirft der im Boote befindliche Mann in die Röhre, wodurch das Pulver angezündet und der Felsen auseinander gesprengt wird. Ein kleiner Theil der aufgesetzten Röhren nahe bei der Patrone wird zerstört. Der übrige größere Theil dient zu ferneren Sprengungen. Der Anzünder im Boote spürt keine Erschütterung, nur nimmt er, in Folge der Sprengung, eine starke Aufwallung im Wasser wahr; aber diejenigen, welche am Ufer oder auf einem mit dem auseinander gesprengten Felsen verbundenen Gestein stehen, fühlen eine sehr starke Erschütterung.

Damit der Sprenger keine Gefahr laufe, muß die Stelle, wo gesprengt wird und auf deren Oberfläche er sich befindet, wenigstens 8 bis 10 Fuß Wasser haben.

Das Colosseum zu Rom.

Das Colosseum wurde unter dem Kaiser Vespasianus angefangen und unter Titus (76 Jahre nach

Ehr. Geb.) vollendet. Man brachte drei Jahre mit der Erbauung dieses großen Gebäudes zu, an dem zu Zeiten Juden arbeiten mußten, welche man in den letzten Kriegen zu Gefangenen gemacht hatte. Man ist ziemlich allgemein der Meinung, es habe seinen Namen davon, daß nicht weit davon die colossale Bildsäule des Kaisers Nero gestanden habe; allein Andere glauben, der Name rühre von den sehr großen Verhältnissen des Gebäudes selbst her. Und in der That war dasselbe eines der imponirendsten Bauwerke der bekannten Welt; denn es nahm einen Raum von etwa 6 Aekern Landes ein; seine größte Länge betrug 620 und seine größte Breite 513 Fuß. Es konnte 85,000 Zuschauer fassen. Die äußere Ringmauer war 157 Fuß hoch und hatte vier Reihen Fenster, welche in jedem Stockwerke mit einer Ordnung von verschiedener Bauart geziert waren.

Um die Arena (den Kampfplatz) gingen Logen oder Gewölbe, in die man die Thiere einsperrte, welche zum Kampfe bestimmt waren. Unmittelbar darüber befand sich das Podium, eine Art von zirkelförmiger Galerie, die mit Säulen und Geländern geschmückt

war. Hier befanden sich der Kaiser, der Senat, die fremden Gesandten und die vornehmsten Personen des römischen Reichs; sie war 12 bis 15 Fuß über dem Boden erhaben. Der Raum zwischen dem Podium und dem obern Theile der zweiten Galerie war mit Marmorstufen für den Ritterstand versehen und die übrigen Zuschauer nahmen mehrere Reihen Stufenstiege von Holz oder Stein ein, die bis in den obern Theil des Amphitheaters gingen. Inwendig gelangte man zu jeder Galerie auf verschiedenen Treppen, an denen sich oben die Thüren befanden, welche die römischen Geschichtschreiber vomitoria (weil sie gleichsam die Menge der Zuschauer ausspicien) genannt haben. Es gab da zwei Arten von Gerinnen; die einen dienten zur Ableitung des Regenwassers, die andern waren zur Aufnahme von wohlriechenden Flüssigkeiten bestimmt. Damit nun endlich die Zuschauer weder Etwas von den Unannehmlichkeiten des Regens, noch von dem Drucke der Sonne zu leiden hätten, hatte man in dem Karniese der letzten Galerie Oeffnungen angebracht, um lange Flaggen (Seegelüberhänge) hindurch zu stecken,



Äußere Ansicht des Colosseums zu Rom.

die durch den Architrav und den Fries in eine Reihe von Körbchen gingen, welche unmittelbar über der ersten Reihe von Fenstern standen, wo sich auch die eisernen Ringe befanden, in denen man sie befestigte. Oben an diesen Flaggen waren mit Seilen Behänge fest gemacht, die anfänglich einfach, in der Folge aber durch die reichsten Stoffe ersetzt wurden.

Als Titus das Colosseum einweihete, wurden viertausend Thiere verschiedener Arten zum Opfer gebracht. Anfänglich kämpften bei solchen Kampfspielen wilde Thiere mit einander, dann kamen Gladiatoren, hierauf Verbrecher, und endlich Sklaven und Märtyrer. Das Volk zu Rom sah diese blutigen Schauspiele sehr gern und strömte in Massen dahin.

Der Mittelpunkt der Schaubühne war mit Bildsäulen, mit Obelisken und mit grünen Bäumen geschmückt.

Das Colosseum und Rom sind zwar noch vorhanden, aber es sind bloß noch Trümmer; jedoch verdient das Colosseum auch noch heut zu Tage von Gelehrten und Künstlern betrachtet zu werden. Sein riesenhaftes Skelett steigt mitten unter Trümmern empor, gleichsam um zu zeigen, was der menschliche Verstand und die menschliche Beharrlichkeit für ungeheure Arbeiten auszuführen vermögen. Es stand noch in seiner

Herlichkeit, als die ersten nordischen Pilger Rom besuchten. Hingerissen von dem großen Anblicke, riefen sie aus: „so lange das Colosseum steht, wird Rom stehen, und wenn dies Gebäude fällt, so wird Rom fallen, und fällt Rom, so geht die Welt unter.“ Diese Aeußerung wurde nachher zu einem Sprichworte, welches der Mönch Beda aus dem achten Jahrhundert aufbewahrt hat.

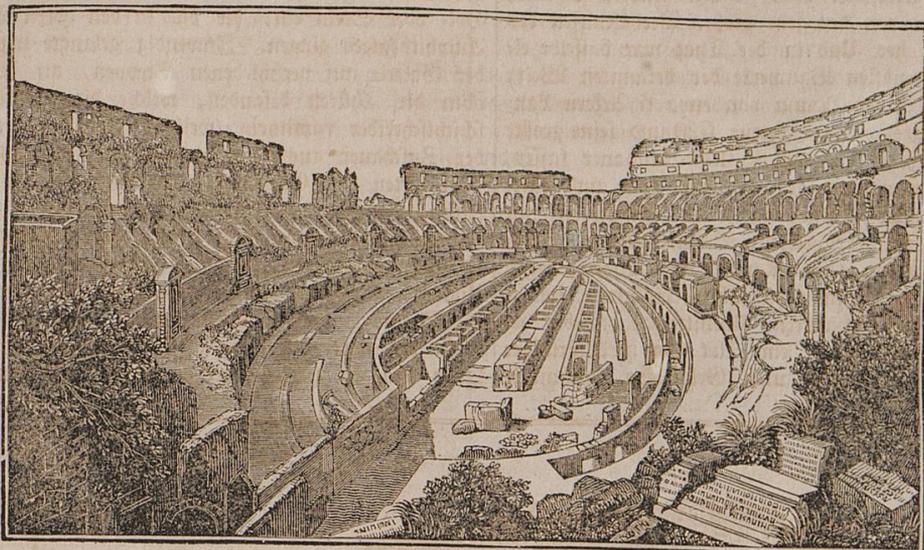
Das Colosseum liegt zwischen dem Esquilinischen und Cöltischen Berge, und ist ein länglich rundes Gebäude, dessen Ringmauer noch eine Höhe von 150 Fuß hat. An der westlichen Seite ist diese bis zu ihrem Gipfel hinauf erhalten; die östliche hingegen ist bereits sehr zerstört, doch bleibt die ehemalige Form dieses prächtigen Amphitheaters vollkommen sichtbar. Das ganze Gebäude ruht auf 81 numerirten Bögen. Zum Innern führen jetzt noch zwei Eingänge. Ein buschiges Grün von Epheu und andern Rankengewächse breitet sich in üppiger Fülle über die Steinmassen, welche im Einsturze zu schweben scheinen und gleichwohl durch den bloßen Gegendruck schon seit Jahrhunderten einander festhalten.

Durch die zwei Eingänge, welche, wie oben erwähnt, in's Innere führen, kommt man zu den noch nicht ganz verfallenen Gängen hinauf, durch welche

vormals die Zuschauer zu ihren Sitzen gelangten. Unten ist die Arena, welche die unglücklichen Fechter mit ihrem Blute färbten und in deren Mitte ein einer Gottheit geweihter Altar stand. Umgeben war sie mit festen Gewölben für die Fechter und wilden Thiere; andere waren zu Wasserbehältern zum Besprengen der

Arena bestimmt. Der innere Raum dieses großen, halbzerstörten Gebäudes gewährt einen romantischen Anblick.

Die hierbei folgende Abbildung des Colosseums giebt dasselbe so, wie es im letzten Jahrhunderte noch zu Piranesi's Zeiten vorhanden war.



Innere Ansicht des Colosseums zu Rom.

Die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde.

Wenige fragen sich ernstlich, warum sie auf dieser Erde leben, und doch hängt so viel davon ab, daß man eine richtige Ansicht von dem Zwecke hat, zu dessen Erreichung man hienieden verweilt. Groß und hehr ist gewiß die Absicht, weshalb uns die Gottheit in dieses irdische Labyrinth sandte. Dunkel umhüllt den Eingang in's Leben, so wie den Ausgang aus demselben, und wenn wir das genau betrachten, was zwischen beiden liegt, so können wir mit Recht sagen, daß es Mühe und Arbeit gewesen ist. Wer giebt uns nun Aufschluß über unsere irdische Bestimmung? An wen sollen wir uns wenden, der uns ein Licht anzündet, das unser Pfad durch die Irrgänge des Lebens erleuchtet? Thut dieß die Vernunft oder die Erfahrung? Die Vernunft stellt uns nichts als Ideale — Urbegriffe — der höchsten Vollkommenheit, der Wahrheit, der Heiligkeit u. s. w. vor, und so sehr wir uns auch anstrengen, so erreichen wir beschränkte Söhne des Staubes sie doch nicht. Wir sollen heilig werden, die volle Wahrheit erkämpfen und uns der unendlichen Schönheit erfreuen; aber wie weit bleiben wir, selbst in einem langen Leben, von dem Ziele zurück, das uns hier vorgehalten wird? Wir nähern uns zwar der Vollkommenheit, wenn wir ernstlich wollen und keine Mühe scheuen, aber wir erreichen sie nicht, weil sie etwas Unendliches, durch kein Maß und Ziel Bedingtes, ist. Hierbei erfüllen wir jedoch schon unsere Pflicht, wenn wir mutbig auf das vorgesteckte Ziel lossteuern, und wir handeln als wackere Männer, wenn wir keine Mühseligkeit, keine Gefahr, ja selbst den Tod nicht scheuen, sobald es das Gute und Wahre gilt.

Wenn uns nun die Vernunft allein unsere Bestimmung auf dieser Welt nicht kennen lehrt, so thut dieß vielleicht die Erfahrung? Was sagt diese? Sie lehrt uns, daß wir fortwährend nach Glückseligkeit rin-

gen, daß alle unsere Neigungen und Begierden darauf gerichtet sind, und daß unserer Wünsche Ziel Wohlbehaglichkeit ist; aber wie oft wird unser Sinnen und Trachten darnach vereitelt! Wir kränkeln und kommen vor lauter Uebelbefinden nicht zur Gesundheit. Unsere Unternehmungen, so durchdacht und besonnen sie auch angelegt sind, scheitern; wir ernten das Gegentheil von dem, was wir ausgesäet haben, und statt glücklich zu seyn, werden wir unglücklich. Die Natur und die Menschen arbeiten uns feindselig entgegen, und oft unterliegen wir in dem schweren Kampfe, den wir gegen beide zu bestehen haben.

Sind wir auch bescheiden und verlangen nicht mehr Glück, als wir verdient zu haben glauben, so sehen wir doch oft nach langen Mühen und Sorgen, daß unser Glück mit unserm Verdienste in gar keinem Einklange steht, und daß unsere eifrige Pflichterfüllung verkannt, unser emsiges Streben nach dem Guten mit Undank belohnt und einem tugendhaften Leben keine entsprechende Glückseligkeit zu Theil wird. Dieser Anblick macht uns traurig und wir gerathen vielleicht sogar in Verzweiflung; allein wenn nun dieß Leben noch keine Ausgleichungs-epoche wäre, und wenn der Tugend Lohn noch nicht hienieden nach Recht und Gerechtigkeit abgewogen würde? — Ist nicht das Seyn hienieden nur ein Tropfen aus dem Ozean von Leben, das uns bestimmt ist? Ist es denn mit diesem irdischen Leben aus? — Nein, wir leben ewig fort, wir sind unsterblich! Nicht in der Zeit erreichen wir das Ziel der Heiligkeit, das uns gesteckt ist, und daher ist die Ewigkeit für uns bestimmt, wie für die Gottheit, nur mit dem Unterschiede, daß wir, ihre Geschöpfe, zum Kampfe mit dem Bösen durch alle Zeiten hindurch berufen sind.

Ziehen wir nun die Vernunft und die Erfahrung zugleich zu Rathe, und fragen beide über unsers Lebens Bestimmung: was lehren sie in Hinsicht unsers irdischen Daseyns? — Betrachten wir unsers Geistes Kräfte und sehen wir, wie die Natur und die Men-

schen auf uns einwirken und in welchem Verhältnisse sie zu uns stehen, so löset sich das Räthsel und wir werden inne, daß das irdische Leben eine fortwährende Bildungsschule für uns ist; daß uns Alles drängt und treibt, unsern Geist auszubilden und uns zu veredeln, um uns zur Selbstthätigkeit im Denken und Handeln nach naturgemäßen Gesetzen zu erziehen. Die Ausbildung aller unserer Anlagen und Kräfte ihren angeborenen Gesetzen gemäß und mit Unterordnung ihrer Thätigkeit unter das Rechts- und Sittengesetz ist das Ziel, das uns auf dieser Erde als Lebenszweck vorgeschrieben ist. Mündig und selbstständig sollen wir werden an Kopf und Herz; dazu sind die Uebel da, welche von der Wiege bis zum Grabe auf uns eindringen; daher drohen uns Gefahren aller Art; daher dulden wir Entbehrungen und wir gehen stark und muthig aus dem Kampfe, den wir mit dem Neide und den Leidenschaften der Menschen, mit der rauhen Unbarmherzigkeit der Natur, kurz mit Allem zu bestehen haben, was unser Leben feindselig befürmt und was uns die Verkennung und die Undankbarkeit der Menschen und die blinde Naturnothwendigkeit ohne Erbarmen Uebles zufügt.

W o c h e .

Am 31. Aug. 1619 wurde der berühmte französische Finanzminister Jean Baptist Colbert zu Rheims geboren, der durch zweckmäßige Maßregeln den Handel, den Ackerbau und die Wissenschaften und Künste beförderte. Er starb 1683. Ihm hat man die ersten geordneten Kenntnisse in den Finanzen zu verdanken.

Am 1. September 1810 flog Abends gegen 9 Uhr in Eisenach ein großer franz. Pulver-, Bomben- und Granaten-Transport durch zu rasches Fahren der Fuhrleute und Ausfallen einiges Pulvers aus den nicht dicht verwahrten Fässern in die Luft. Nach einigen Nachrichten kamen 47, nach andern 75 Menschen dabei um, weit größer war aber die Zahl der Verwundeten. Ein beträchtlicher Theil der Stadt wurde dadurch gänzlich zerstört, und viele Häuser wurden durch die Erschütterung, oder in dem darauf folgenden Brande beschädigt. Der Knall der Explosion war fürchterlich und bis vier Stunden von Eisenach nahm man die Erschütterung der Erde und der Luft wahr. Napoleon ließ eine ansehnliche Summe zur Erleichterung der Unglücklichen auszahlen; auch hatte dieser Unglückstag und eine frühere ähnliche Explosion in Leyden, in Holland, am 12. Febr. 1807, welche dort bei einem gleichen Transporte auf einem Kanalfahrzeuge erfolgte, wenigstens das Gute, daß bessere Sicherheitsmaßregeln von Seiten des franz. Geschützwesens zur Verhütung ähnlicher Unfälle ergriffen wurden. Das Unglück wäre noch viel größer geworden, wenn nicht Einer der Fuhrleute wegen eines Zufalls hätte stille halten müssen, und da die Pferde, vom Schrecken gelähmt, nicht von der Stelle zu bringen waren, auch manche Fuhrleute nach abgeschnittenen Strängen davon liefen, die Bürger Eisenachs die Besonnenheit gehabt hätten, die noch nicht angezündeten Wagen aus der Stadt zu ziehen. — An eben dem Tage des folgenden Jahres wurde an der Stelle, wo die erste Kirche der Christen in Thüringen von Bonifacius oder Winfried auf einem Berge zwischen Waltershausen und Ohrdruf erbauet und längst Ruine geworden war, durch freiwillige Beiträge ein auf 7 Stufen und 8 Kugeln ruhender kolossaler Leuchter, der eine von drei Engelsköpfen gehaltene Feuerpfanne trägt, aus welcher drei Flammen empor steigen, errichtet.

Dieses Denkmal weiheten der gothaische Generalsuperintendent Löffler als lutherischer, der ehemalige Abt des Benediktinerklosters in Erfurt, Placidus Muth, als katholischer, und der Diakonus Witting, aus Schmalkalden, als reformirter Geistlicher, in Gegenwart vieler Tausende, durch Reden und einen abgehaltenen Gottesdienst im Freien ein.

Am 2. September 1552 reiste der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der in der Schlacht bei Mühlberg verwundet und gefangen worden war, und vermöge des Passauer Vertrages vom 27. Aug. 1552, seine Freiheit wieder erhalten hatte, nach dem Siege seines Veters und Thronfolgers, des Kurfürsten Moriz, von Augsburg nach seinen Ländern zurück und ward den 26. Sept. in Weimar feierlich eingeholt.

Am 3. September 1796, Morgens 8 Uhr, ließ der franz. General Jourdan den österreichischen General Hiller und dessen Korps bei Würzburg angreifen; die Schlacht wurde blutig und war bis 4 Uhr Nachmittags unentschieden, als die Reiterei des Erzherzogs Karl, unter dem Schutze einer zahlreichen Artillerie, die franz. Schlachtordnung zersprengte, bis in die Nacht den fliehenden Feind verfolgte, ein Paar Tausend Gefangene machte und viele Feinde tödtete oder verwundete.

Am 4. September 1796 kapitulirte die Festung Würzburg. Die Besatzung von 1000 Franzosen wurde gefangen und ein großer Theil der in Franken erpressten Kriegskontributionen gelangte in die Hände des stehenden Erzherzogs.

Am 5. September 1555 rückte auf Befehl Königs Philipp's II. von Spanien der Herzog von Alba mit 12,000 Mann in den Kirchenstaat ein, als der Papst sogar gewagt hatte, den spanischen Gesandten in Rom verhaften zu lassen. Der Herzog, als er bis vor Rom gelangte, nöthigte den Papst zur Nachgiebigkeit in den politischen Verhältnissen zwischen Spanien und Frankreich.

Am 6. September 1813 erfochten die Preußen, da der franz. Marshall Ney an den beiden Tagen vorher den preuß. General Bülow auf der Straße nach Jüterbock zu überflügeln angefangen hatte und der Kronprinz von Schweden den Augenblick geeignet hielt, durch 70 Bataillone und 10,000 russische und schwedische Reiter den Feind im Rücken und zur Seite angreifen zu lassen, bei Dennewitz einen glänzenden Sieg. Die Franzosen mußten sofort zurückweichen und die bis dahin fast ununterbrochenen Angriffe wider die Preußen aufgeben, litten auch außerordentlich durch das Nachsetzen der zahlreichen Reiterei, indem sie mehrere Tausend Todte und Verwundete, 10,000 Gefangene, 80 Kanonen, viele Pulverwagen u. verloren; doch war auch der Verlust der Preußen sehr groß, da diese lange den Kampf wider die Franzosen allein bestanden hatten, welche sich durch die freilich am Ende mißlungene Ueberflügelung der Preußen gegen die Russen und Schweden zu sehr geschwächt hatten, daher unfähig geworden waren, der gedrängten Uebermacht derselben zu widerstehen und über die Elbe zurückgehen mußten. Napoleon's damaliger großer Fehler war, seine in ein einziges Heer zusammengedrückte Macht nicht zum Hauptkampfe wider ein einzelnes der ihn drängenden Heere zu richten und gegen die anderen Heere sich eine Zeitlang auf den Fuß der Vertheidigung zu beschränken, obgleich man seine Stellungen selten zu gleicher Zeit ernstlich angriff. Weil er sich überall angreifend zeigte, so wurde er bei der geringeren Anzahl seiner Krieger meistens geschlagen und hatte seine Centralmacht schon vor der Schlacht bei Leipzig ungemein geschwächt und nicht geübt, durch die an sich gezogenen Besatzungen aus den

meisten oder allen Elbstungen ein furchtbares Heer in der Entscheidungsschlacht zum Kampfe aufzustellen. Seine Siege in Italien verdankte er der Klugheit, seine Massen bei einander zu halten und seine Niederlagen in Deutschland, nächst der Tapferkeit seiner Feinde, dem Aufgeben eines Systems, das ihm als Jüngling manchen Sieg verschafft hatte.

Naturhistorisches Allerlei.

8.

Warum springen im Sommer die Fische so oft aus dem Wasser auf? Weil sich's Wetter ändern will, sagen Einige. Es ist möglich, allein das Wetter ist oft anhaltend schön, und die Fische springen doch. Weil sie Schmerzen haben, sagen Andere und behaupten, daß die Schmerzen von Würmern in den Gedärmen herrühren. Die Fische sind damit allerdings häufig geplagt; es ist möglich, daß sie bisweilen vor Schmerz und Ungebuld darüber emporspringen. Weil das Wasser sehr heiß ist, sagt ein Dritter, der sie besonders des Mittags im Teiche herauspringen sah. Er kann auch recht haben. Bei einer und derselben Erscheinung können wohl mehrere Ursachen zum Grunde liegen. Allein die gewöhnlichste in dem hier bemerkten Falle dürfte wohl seyn, daß die Fische ihrer Nahrung nachgehen. Sie hüpfen aus dem Wasser, weil über demselben eine Menge Insekten, Fliegen, Mücken, herumschwärmen. Je mehr die Sonne auf dem Wasser liegt, desto weniger sieht man sie. Dem Fische, der von unten herauf durch's Wasser guckt, müssen sie um so mehr in's Auge stechen. Er springt also darnach, und schnappt weg, so viel er kann.

Die Zauberkräft der Schlangen.

Es herrscht die ziemlich allgemeine Meinung, selbst unter den Naturforschern, es gebe mehrere Arten von Schlangen, welche die Kraft besäßen, Vögel und kleine vierfüßige Thiere zu bezaubern, indem sie ihre Augen auf sie richteten, so daß das arme Geschöpf eine Beute seines furchtbaren Feindes werde. Im südlichen Afrika, wo es allenthalben Schlangen in großer Menge giebt, ist nach Barrow's Behauptung dieser Umstand so allgemein bekannt, daß kaum Jemand daran zweifelt. Gewisse Arten von Schlangen, z. B. die Klapperschlange (*Crotalus*), haben eine sehr unangenehme Ausdünstung, und Menschen, die sich lange in ihrer Gegenwart aufhalten, bekommen Kopfschmerz, Schwindel u. s. w. Ob nun diese Ausdünstung oder der stiere Blick der Schlangen, oder eine andere Ursache, Thiere, die ihnen zu nahe kommen, so an sich ziehen und bezaubern, daß sie nicht entfliehen können, sondern ihnen zur Beute werden, oder ob, da sich die Schlangen gemeinlich auf Bäumen aufhalten, wo die Vögel ihre Nester haben, diese deshalb herbeieilen, um ihre Jungen zu beschützen, oder ob noch ein anderer Umstand zu dieser Bezauberung der Thiere beiträgt, ist noch nicht ausgemacht. Der Einfluß der Zauberkräft der Schlangen aber soll sich nicht bloß auf Thiere, sondern auch auf Menschen erstrecken, wie viele glaubwürdige Augenzeugen versichern.

Als Levaillant im südlichen Afrika reisete, bemerkte er einst, daß sich die Zweige des ihm zunächst stehenden Baumes bewegten. Gleich darauf vernahm er das durchdringende Geschrei eines Neuntöters (*Lanius Linn.*), der in Verückung zu seyn schien; als er die Ursache hiervon genauer untersuchte, sah er zu sei-

nem Erstaunen auf dem Zweige, der dicht neben dem war, auf welchem der Vogel saß, eine sehr große Schlange, die, ohne sich im Geringsten zu rühren, mit ausgestrecktem Halse und flammenden Augen das arme Thier anstarrte. Der Vogel schlug krampfartig mit den Flügeln; es war, als ob ihm der Schrecken alle Kräfte geraubt hätte; er konnte nicht fliegen; Jemand holte eine Flinte, allein ehe er wieder kam, war der Vogel schon todt und bloß die Schlange wurde herabgeschossen. Der Vogel und die Schlange waren $3\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander entfernt.

Ein anderes Mal vernahm Levaillant in einem Schilfgebüsch ein durchdringendes Schmerzensgeschrei; er trat leise hinzu, um zu sehen, was die Ursache davon sey. Hier erblickte er eine Maus, die sich in Konvulsionen befand; zwei Schritte von ihr war eine Schlange, die das Thierchen anstarrte. Sobald die Schlange Levaillant erblickte, entfloß sie, allein ihre Gegenwart hatte schon gewirkt. Die Maus starb in Levaillant's Händen, ohne daß er durch die aufmerksamste Untersuchung die Ursache des Todes entdecken konnte.

Der Dr. Michaelis hat in Nordamerika viele der glaubwürdigsten Männer gesprochen, welche Augenzeugen von der Zauberkräft der Schlangen gewesen waren, die durch ihr bloßes Ansehen Mäuse, Ratten, Eichhörnchen und kleine Vögel bezaubert hatten. Einer seiner Freunde hörte einst auf einem Spaziergange das klägliche Geschrei eines Vogels, der um den Gipfel eines Baumes in immer engeren Kreisen ängstlich herumflatterte. Gegen die Mitte des Baumes lag zwischen den Ästen eine große schwarze Schlange, die den Kopf in die Höhe gerichtet hatte und die er herabschoß. Sogleich entfloß der Vogel. Vielleicht war derselbe der Schlange noch nicht zu nahe gekommen. Ein anderer Augenzeuge sah eine Ratte sich einer großen Schlange immer mehr nähern, wobei sie sich ängstlich krümmte, allein zuletzt in den offenen Rachen ihres Feindes hineinlief.

Derselbe Naturforscher erzählt, daß ihn der Dunst der Klapperschlange, über die er Untersuchungen anstellte, einmal ziemlich lange seines Verstandes beraubt habe; er sey wie betrunken gewesen, habe sich auf's Bette geworfen und sey erst nach einer halben Stunde wieder vollkommen zu sich gekommen. Mehrere Menschen auf der Insel Ceylon und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wollen die Zauberkräft der Schlangen an sich bemerkt haben, und auf Goree und am Senegal glauben, nach der Erzählung des Franzosen Blanchot, die Neger allgemein daran.

Der amerikanische Naturforscher zu Philadelphia, Herr Barton, dagegen leugnet diese Zauberkräft der Schlangen und führt eine andere Ursache zu ihrer Erklärung an. Er untersuchte z. B., welche Arten von Vögeln vorzüglich der Zauberkräft der Schlangen ausgefetzt seyn, und zu welcher Jahreszeit dieß geschehe. Vögel, die ihr Nest unten in Gebüsch haben, sollen besonders die Zauberkräft der Klapperschlange spüren, weil diese nicht auf Bäume steigt; allein dieß thun die schwarzen Schlangen und andere Schlangenarten. Auf den Bäumen treffen sie Vogelnester, deren Junge sie verzehren; die alten Vögel eilen herbei, suchen diese zu vertheidigen und erheben ein klägliches Geschrei. Die Mutter setzt sich auf einen Zweig in die Nähe der Schlange, schießt auf diese los, aber die Furcht und die Selbsterhaltung zwingen sie oft zum Zurückzuge. Sie verläßt die Schlange jedoch nur auf einen Augenblick und kehrt alsdann zur Vertheidigung ihrer Jungen zurück. Bisweilen gelingt ihr dieß, indem sie auf die Schlange Angriffe mit ihren Flügeln, ihrem Schnabel

und ihren Krallen macht. Frißt die Schlange die Jungen, so ist die Mutter keiner so großen Gefahr ausgesetzt, weil jene keine Lust mehr hat, auch diese zu verschlingen; da jedoch der Appetit der Schlangen sehr



Der Baltimore-Pirol vertheidigt sein Nest gegen eine schwarze Schlange.

groß und ihr Magen sehr weit ist, so wird auch öfters die Mutter, die den Kampf fortsetzt, ein Opfer der Fressgier der Schlangen. Dieß ist die Katastrophe, welche, wie Hr. Barton meint, das Märchen von der Zauberkrast der Schlangen krönt.

Als ein anderer genauer Beobachter, Herr Rittenhouse, ein besonderes klägliches Geschrei des rothgeflügelten Maisdiebes vernahm, schloß er sogleich, daß sich eine Schlange in seiner Nähe befinde und daß er in Gefahr sey. Er hob daher einen Stein auf und warf ihn nach dem Orte hin, woher das Geschrei kam. Der Vogel flog fort, kehrte aber sogleich wieder zurück. Hr. Rittenhouse ging nach der Stelle hin, wo der Vogel aufgeflogen war und fand, daß er auf dem Rücken einer großen schwarzen Schlange saß, die er mit seinem Schnabel hakte. Die Schlange verschlang so eben einen jungen Vogel, und an dem aufgeschwollenen Bauche sah er, daß sie schon zwei bis drei andere junge Vögel verzehrt haben müsse. Er tödtete die Schlange und der alte Vogel flog davon. Herr Rittenhouse behauptet, das Geschrei und das Verfahren des Maisdiebes haben genau dem eines Vogels geglichen, der von einer Schlange bezaubert seyn solle.

Der Baltimore-Pirol (*oriolus baltimore*) bewohnt einen großen Theil von Amerika und sein Nest hat die Gestalt eines Beutels, welcher zwischen einem gabelförmigen Baumzweige befestigt ist. Auf der Abbildung sieht man, wie er die Schlange zu vertreiben sucht, die ohnstreitig sein Nest plündern will.

Der Quagga.

Der Quagga (*equus Quagga*) gehört zum Pferdegeschlechte, und man hielt ihn sonst für das Weibchen des Zebra; allein jetzt weiß man, daß er eine völlig verschiedene Gattung ausmacht. Sein Name ist hottentottischen Ursprungs und sollte eigentlich Quacha geschrieben werden. Dieß Thier ist etwas dicker, als das Zebra, welchem es jedoch in der äußern Bildung

des Leibes am nächsten kommt. Seine Ohren sind kürzer, die Grundfarbe des ganzen Oberleibes ist kastanienbraun; Bauch, Beine und Schenkel sind weiß und ohne alle Flecken und Streifen; aber der Kopf, der Hals und die Mähne sind gestreift. Die Streifen sind regelmäßig schwarz und ziehen sich von der Nase an bis über die Schultern. In der Gegend des Bauchs verlieren sich die Streifen und erreichen also die Lenden nicht. Zwischen zwei von den Streifen ist das Braune heller und an den Ohren fällt es fast in's Weiße. Von dieser Farbe sind auch die Haare oder Borsten, womit der etwas flache Schwanz besetzt ist. Die Füße sind klein; der Huf ist hart, schwarz und mehr denen des Pferdes, als des Zebra's ähnlich. Männchen und Weibchen haben einerlei Zeichnung; indessen ist die Farbe jenes lebhafter.



Der Quagga.

Im südlichen Afrika findet man ganze Heerden von Quagga's beisammen, welche schnell und scheu und dabei sehr schwer zu fangen sind. Zugleich sind diese Thiere muthig und rüchisch, beißen und schlagen leicht aus. Sie sollen sich nicht blos gegen die Hyänen zu vertheidigen wissen, sondern auch diese, wenn sie ihnen und ihren Jungen zu nahe kommen, sogar angreifen. Sie lassen sich zähmen und sind viel gelehriger, als die Zebra's.

Im Jahre 1775 fing man einen Quagga am Vorgebirge der guten Hoffnung jung ein, und er wurde nach und nach mit Pferden zum Ziehen gewöhnt; er war aber weit stärker als diese. Der Herr de Jong hatte den Quagga auch bei einem Capbewohner vor den Wagen gespannt gesehen, aber nicht den Zebra. Die Quagga's sollen sich auch an den Sattel gewöhnen.

Sie nehmen mit dem schlechtesten Futter vorlieb, und sind keinen Krankheiten ausgesetzt. Ihr Benehmen stimmt im Ganzen mit dem der Pferde überein; doch gleicht ihr Geschrei mehr einem Bellen, als dem Wiehern der Pferde, und hat mit dem Laute Quah oder Quah Ähnlichkeit.

Der englische Reisende Barrow, welcher den Quagga in der Cap-Kolonie sah, sagt, dieß Thier sey nicht im geringsten falsch, sondern lasse sich durch Zähmung bald sanft und folgsam machen. Nach ihm werden diese Thiere nur noch wenig benutzt, so zahlreich sie auch sind. Barrow sah den Quagga auf den Ebenen des Vorgebirges der guten Hoffnung mit dem Zebra und Strauße weiden. Die Hottentotten essen das Fleisch der Quagga's.